



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goethes Lilienmärchen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bevorstehende Operation nicht mit der nötigen Entschlossenheit vollzogen würde. Zu einer solchen Annahme liegt aber kein Anlaß vor. Im Gegenteil, wir glauben, daß die Verfasser der Vorschläge sich gerade über diesen Punkt durchaus klar gewesen sind und mit vollem Bewußtsein darauf hingearbeitet haben, die Fachgenossenschaften zu öffentlich-rechtlichen, die Innungen zu privatrechtlichen Körperschaften zu machen. Je besser und gründlicher diese Scheidung gelingt, desto mehr wird die beabsichtigte Organisation zum Wohle des Ganzen ausschlagen. Zu Klagen und Vorwürfen aber haben die Freunde der Innungen am wenigsten Anlaß; für sie gilt es jetzt, durch Anspannung ihrer ganzen Kraft aus der gegenwärtigen Krisis zu einem gesunden Dasein zu erstarken.



Goethes Lilienmärchen



Wenn in den Tannenbäumen die Lichter flimmern, wenn die letzten Glockenschläge des scheidenden Jahres tönen, dann darf man es wohl trotz unsrer Zeiten Nüchternheit ausnahmsweise einmal wagen, ein altes Märchen kurz wiederzuerzählen, ein Märchen, von dem uns halbverschollene Kunde meldet, daß es einst die besten Geister unsers Volks beschäftigt habe. Zwar hat es gewiß jeder Leser dieser grünen Hefte schwarz auf weiß in seinem Bücherfchränke stehen, aber eben so gewiß hat es unter hunderten von ihnen kaum einer im Gedächtnis: das Märchen Goethes von der schönen Lilie.

Vom Regen angeschwollen, ist der große Fluß über seine Ufer getreten. Der alte Fährmann, der in seiner Hütte schläft, wird in der Nacht von zwei großen Irrlichtern geweckt. Sie haben es sehr eilig, ans andre Ufer übergesetzt zu werden. Während der Überfahrt zischeln sie in einer fremden Sprache, sie lachen, schaukeln den Rahn, und beim Landen werfen sie, sich schüttelnd, glänzende Goldstücke in das feuchte Fahrzeug. Der alte Fährmann, höchst erschreckt, verlangt, daß die Irrlichter das Gold, weil der Strom dieses Metall nicht leiden kann, zurücknehmen. Als aber die Irrlichter leichtfertig erklären, nichts wiedernehmen zu können von dem, was sie abgeschüttelt haben, trägt der Alte das gefährliche Gold ins Gebirge und schüttet es in eine Felsenkluft, wo es von der grünen Schlange verschlungen wird. Vorher aber haben sich die Irrlichter verpflichten müssen, statt in Gold nachträglich in „Früchten der Erde“ zu bezahlen.

Die Schlange, leuchtend und durchsichtig geworden, verläßt die öde Felsen-

gehend, macht die Bekanntschaft der Irrlichter, ihrer Verwandten von der vertikalen Linie, erhält von ihnen noch mehr Gold, verzehrt auch dieses und wird immer leuchtender. Dagegen verlangen die Irrlichter zur schönen Lilie geführt zu werden, sie hören mit Erstaunen, daß diese an dem jenseitigen Ufer wohnt, von dem sie selbst gekommen sind. Die Schlange begiebt sich nun allein nach jenem unterirdischen Tempel, den sie bisher wohl durch ihren Taftinn kennen gelernt hat; nun aber, da sie leuchtet, erblickt sie im Tempel die geheimnisvollen Bildsäulen. Die Tempelwand öffnet sich, und ein als Bauer gekleideter alter Mann mit einer Lampe tritt ein, deren wunderbarer Schein den ganzen Dom erhellt, ohne Schatten zu werfen. Nach bedeutungsvollen Gesprächen versinkt der Alte nach Westen, die Schlange nach Osten; sie durchstreifen die Felsen mit großer Schnelligkeit. Der Alte tritt in seine Hütte draußen am Berge und findet sein Weib in Thränen, denn die beiden Irrlichter sind bei ihr gewesen, zuerst höflich, dann zudringlich, sie haben alles Gold von der Wand geleckt, sind davon viel größer geworden, haben Goldstücke von sich geschüttelt, die hat dann der Mops, das Lieblingstier, verschluckt und ist daran verendet. Sodann aber hat die Alte den Irrlichtern versprechen müssen, ihre Schuld beim Fährmann, Früchte der Erde, Kohl, Artischocken und Zwiebeln abzutragen. Du kannst ihnen den Gefallen thun, sie werden uns gelegentlich auch wieder dienen, meint der Alte. Dann läßt er seine Lampe im schönsten Glanze leuchten; dadurch bekleiden sich die Wände der Hütte neu mit Gold, und der tote Mops wird in einen herrlichen Onyx verwandelt.

Als der Morgen tagt, macht sich die Alte auf ihres Mannes Geheiß mit ihrem Korbe auf den Weg, um die Früchte dem Fährmann und den Onyx der schönen Lilie zu bringen; die Lilie wird, wie der Alte sagt, den Mops durch ihre Berührung wieder lebendig machen, wie sie alles Lebendige, das sie berührt, tötet. Um zur Lilie am jenseitigen Ufer zu gelangen, will sich die Alte zur Mittagsstunde von der Schlange, die alsdann als mächtige Brücke den Strom überspannt, hinübertragen lassen. Unterwegs hat die Alte schwer zu tragen an der Last im Korbe auf ihrem Haupte, denn die frischen Früchte drücken sie sehr, aber der tote Mops schwebt leicht über ihr. Im Flusse hat sich gerade ein gewaltiger Niese gebadet; bei Sonnenaufgang fällt sein Schatten weit ins Land, und plötzlich nehmen die Hände des Schattens eine Artischocke, ein Kohlhaupt und eine Zwiebel aus dem Korbe des alten Weibes. Der Fährmann, der soeben mit einem fremden Reisenden im Rahn landet, versichert, die unvollständige Zahlung nicht annehmen zu können oder nur dann, wenn die Alte ihre Hand in den Fluß tauchen wolle mit dem Gelöbniß, das Fehlende in vierundzwanzig Stunden nachzuliefern. Die Frau taucht die Hand ins Wasser und sieht beim Zurückziehen mit Schrecken, daß sie schwarz und zusammengeschrunpft geworden ist. Um diese Qual loszuwerden, gelobt sie um so feierlicher, die fehlenden Früchte nachzuliefern.

Als die Alte ihren Weg fortsetzt, um mittags rechtzeitig an der Brücke zu sein, gesellt sich der fremde, seltsam aussehende Reisende zu ihr; es scheint ein edler Jüngling von herrlicher Gestalt zu sein, von dem bloßen Haupte wallen braune Locken, von den Schultern ein Purpurmantel, die Brust bedeckt ein glänzender Harnisch, durch den sich alle Teile des schönen Leibes durchbewegen. Aber das holde Gesicht und die zarten, schönen Füße sind der heißen Sonne ausgesetzt, ein innerer tiefer Schmerz bedrückt den Jüngling so, daß er gegen alles Äußere abgestumpft ist. Er klagt der Alten sein Unglück, daß die blauen Augen der schönen Lilie ihn zum Schatten verwandelt haben, doch verzehrt er sich in Sehnsucht nach ihr, und dann wieder jammert er, daß ihm das Schicksal Krone, Szepter und Schwert geraubt habe. Wie er hört, daß die Alte zur Lilie wandert, beschließt er, dies auch zu thun, und um Mittag überschreiten sie voller Ehrfurcht die majestätische Brücke der Schlange, die sie nie zuvor so glänzend gesehen haben. Unsichtbar sind auch die Irrlichter über die Brücke geeilt, dann sinkt diese ins Wasser und taucht jenseits wieder als Schlange ans Ufer; alle begeben sich nun nach dem herrlichen Garten der Lilie, die tief traurig ist über ihr Schicksal, daß sie alles Lebende durch ihre Berührung töten muß. So liegt wieder ein neues Opfer entselt zu ihren Füßen, ihr Liebling, der Kanarienvogel, der, vom Habicht geschreckt, sich an ihren Busen geflüchtet hatte. Ermannt euch, schöne Lilie, ruft die Alte mit dem Korbe, mein Mann läßt euch sagen, daß ihr das größte Unglück als Vorbote des größten Glücks ansehen sollt, denn es sei an der Zeit! Den toten Mops berührt die schöne Lilie; sogleich wird er lebendig und begrüßt munter seine Wohlthäterin. Doch der Kummer der Schönen weicht nicht; wehmütig fängt sie:

Was helfen mir die vielen guten Zeichen?
 Des Vogels Tod, der Freundin schwarze Hand?
 Der Mops von Edelstein hat er wohl seines gleichen?
 Und hat ihn nicht die Lampe mir gesandt?
 Entfernt vom süßen, menschlichen Genuße,
 Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
 Ach, warum steht der Tempel nicht am Flusse!
 Ach, warum ist die Brücke nicht gebaut!

Bei dem Liede wird die Alte ungeduldig, und die Schlange ruft der Lilie zu: Die Weissagung von der Brücke ist erfüllt. Doch Lilie bleibt traurig und sagt: Ist nicht auch von Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst heraufsteigen werden?

Die Schlange ruft: Der Tempel ist erbaut!

Nach weitem prophetischen Wechselreden erscheint der träumerische Jüngling mit dem Habicht auf der Hand. Unmutig darüber, daß Lilie dem Mops ihre Aufmerksamkeit zuwendet, berührt er die Schöne und sinkt wie entselt zur Erde.

Die Schlange zieht mit ihrem geschmeidigen Körper einen Zauberkreis um den Leichnam und verhütet dadurch das schlimmste. Denn ehe Fäulnis eintritt, erscheint der alte Mann mit der Lampe. Hoch in den Lüften schwebt der Habicht und fängt mit purpurrotem Gefieder die letzten Strahlen der Sonne auf.

Drei liebliche Dienerinnen suchen die verzweifelnde Lilie zu trösten. Als der Morgen naht, begeben sich alle an den Fluß und erreichen mit Hilfe der Schlange wieder das andre Ufer, während von fern der alte Fährmann erstaunt die vielen Lichter erblickt. Der Leichnam des Jünglings schwebt im Korb über dem Haupte der Alten, die Schlange, von Lilie berührt, zerfällt in tausend leuchtende Edelsteine, die der Mann mit der Lampe sorgsam in den Fluß wirft. Der Korb mit dem Leichnam senkt sich zur Erde, und Lilie ruft den Jüngling ins Leben zurück.

Der Alte führt nun den ganzen Zug zum Tempel, den die Irrlichter mit ihren spizen Flammen aufschließen. Im Tempel erfolgt eine großartige Verkündung, der Jüngling wird festlich mit dem Schwert und dem Eichenkranz als Herrscher geschmückt, der Tempel schwebt unter dem Flusse ans andre Ufer, nimmt die Hütte des Fährmanns in sich auf, die zum Altar verwandelt wird, während der Fährmann selbst als Jüngling mit silbernem Ruder erscheint. Lilie vermählt sich dem königlichen Jüngling; das alte Weib wird durch ein Bad im Flusse in die allerschönste der Gespielinnen Lilies verwandelt. Auch der Alte mit der Lampe ist verjüngt und reicht zu neuem Bunde seinem jung gewordenen Weibe die Hand. Aus dem Strome haben sich die leuchtenden Edelsteine als stolze Pfeilerbrücke erhoben, das Volk zieht fröhlich herüber und hinüber. Nur einmal noch giebt's eine Störung, der Riese taucht auf, sein Schatten richtet Unheil unter den Wanderern auf der Brücke an, dann aber stolpert er zum Tempel und bleibt im Vorhof als Säule, deren Schatten fortan die Zeiten zeigt, für immer stehen. Alles Volk ist glücklich, und der Mann mit der Lampe ruft aus: Gedenke der Schlange in Ehren! Der Habicht schwebt mit dem Spiegel über dem Dom, und die Irrlichter streuen von Zeit zu Zeit Gold unter die Menge.

Dieser Auszug des Märchens soll dem Leser nur als Leitfaden dienen, ich verzichte hier auf die Beleuchtung der künstlerischen Seite und habe es nur mit der Deutung des Sinnes zu thun.

Goethe schrieb das Märchen 1795. Es erschien als Schluß der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ in demselben Jahre in den Horen. Die meisten Erklärer haben sich durch die Form verleiten lassen, in der Dichtung eine Verherrlichung des Freimaurertums zu sehen, eine andre Gruppe hat Beziehungen zur französischen Revolution nachweisen wollen, und zuletzt hat ein hochverdienter Mann, Karl Goedeke, das große Wort gelassen ausgesprochen: Das Märchen ist nur dazu bestimmt, mit seinen bunten, lustigen Erfindungen

den Deutenden zu necken. Damit scheint die Angelegenheit abgethan zu sein; ich habe wenigstens seit vielen Jahren auf Reisen die Gelegenheit wahrgenommen, mir ein Urtheil zu verschaffen, ob die „Gebildeten“ unsers Volkes eine Ahnung davon haben, welchen Wert diese Schrift des „Dichtersfürsten“ hat, ich habe aber selbst unter Künstlern, Gelehrten, Buchhändlern u. s. w. ganz vergebens darnach gesucht.

Die Goethelitteratur ist schon so gewaltig angewachsen, daß selbst fachmännische Forscher den Stoff nicht mehr beherrschen können. Das scheint in Widerspruch zu stehen mit der im Eingang geäußerten Klage über Vernachlässigung der alten Klassiker. Doch ist der Widerspruch nur scheinbar, denn es werden viel mehr solche Schriften gedruckt als gelesen. Nur ein verschwindend kleiner Teil wird nach und nach geistiges Eigentum des Volkes, und so ist es denn gekommen, daß ein höchst verdienstvolles Buch: Goethes Märchen, ein politisch-nationales Glaubensbekenntnis des Dichters, von Dr. Hermann Baumgart (Königsberg, Hartung'sche Druckerei, 1875) völlig unbeachtet geblieben ist. Allerdings ist das kleine Buch nicht volkstümlich geschrieben und nur für den Kenner des Märchens genutzreich. Im folgenden gebe ich frei nach Baumgart die Deutung so prosaisch wie möglich und beginne, wie es sich gehört, mit folgendem

Personenverzeichnis
zum Sittenmärchen von J. W. Goethe

Die schöne Lilie	Die Muse der Kunst							
Dienerinnen der Lilie	Die einzelnen Künste	<table border="0" style="font-size: 2em; vertical-align: middle;"> <tr><td>{</td><td>Musik</td></tr> <tr><td>{</td><td>Malerei</td></tr> <tr><td>{</td><td>Bildnerei</td></tr> </table>	{	Musik	{	Malerei	{	Bildnerei
{	Musik							
{	Malerei							
{	Bildnerei							
Der Mann mit der Lampe	Die Wissenschaft							
Sein Weib	Die christliche Kirche							
Der Mops	Der biblische Wunderglaube							
Die Schlange	Die klassische deutsche Litteratur							
Zwei Irrlichter	Die Tagespresse							
Der Fluß	Der Zeitgeist							
Der alte Fährmann	Der alte Notstaat am Ende des vorigen Jahrhunderts							
Der schöne, träumerische Jüngling	Der Genius des deutschen Volkes							
Die Bildsäulen	Der goldne König	Die Weisheit, besonders der alten Germanenfürsten						
	Der silberne König	Die ererbte, äußerliche Majestät alten Herrschertums						
	Der eiserne König	Die Kriegstüchtigkeit						
	Der gemischte König	Das alte, heilige römische Reich deutscher Nation						
Der Kanarienvogel	Das Minnelied							
Der Habicht	Die gewaltige volkstümliche Dichtung in Zeiten großer nationaler Erhebung							
Der Riese	Die Sage							
Der Schatten des Riesen	Uralte Vorurteile, Aberglaube							

Wenn man sich diese Rollenbesetzung fest einprägt, so erstaunt man, je mehr man in den Geist der wunderbaren Dichtung eindringt, über die Ab-

rundung, Folgerichtigkeit und prophetische Offenbarung des symbolischen Märchens, und der ehrliche Deutsche mag sich vor die Stirn schlagen und rufen: Die alte, zugeknöpfte Exzellenz von Weimar, der Geheimderat, der unpatriotische Aristokrat, der konnte das schreiben? der sah, als alle um ihn her blind waren, die Zukunft seines Volkes mit seinem Seherauge schon voraus?

Wer einmal den richtigen Faden des Märchens in den Händen hat, der entdeckt immer neue Schönheiten und verheißungsvolle Tiefen. Ich darf an dieser Stelle nur in kurzen Zügen den allgemeinen Gang der Dichtung durchnehmen.

Anno 1795! Hoch gehen die Wogen des Zeitstroms, und dem alten Fährmann Notstaat ist es trotz seiner Schläfrigkeit wohl bekannt, wie leicht die rauschenden Gewässer seinen morschen Kahn zertrümmern können, wenn durch die leichtfertigen Irrlichter, die verdammten „Gazetten,“ noch mehr blanke Goldstücke, neue Ideen, in den Fluß geschleudert werden. Gern legt er die bösen, neuen Geistesgoldstücke unter polizeilichen Verschuß, er trägt das schlimme Metall, das der Fluß nicht leiden kann, weit fort in die Felsen, wohin nie das Wasser gelangt. Dennoch verlangt er einen Zoll von den Irrlichtern, er will von ihnen frische Früchte der Erde, er will praktische materielle Vorteile, die dem Volke nach hergebrachter Weise Nahrung geben.

Wie fein bezeichnend ist es für die Tagespresse, daß die Irrlichter ganz das Bewußtsein eingebüßt haben, von dem Reiche der schönen Lilie abzustammen; sie sind vor lauter Geschmeidigkeit und Flatterhaftigkeit ihrer vornehmen Herkunft fast entfremdet. Wohl müssen sie sich überall das edle Gold aneignen, schütteln es aber baldigst wieder von sich, wodurch es unter die Leute gerät. Wenn es auch richtige Irrwische sind, ein edler Zug ist ihnen doch für immer eigen, sie streben zur schönen Lilie!

Weit ab vom Zeitstrom lebt in ihrer Felseneinsamkeit die grüne Schlange; die deutsche Litteratur kümmert sich nicht um vaterländische, volkstümliche An gelegenheiten. Da gelangen die ersten Goldstücke zu ihr, gierig verschlingt sie das edle Metall, und die große Veränderung, die in ihr selbst vorgeht, veranlaßt sie, die Felsen zu verlassen. Sie nimmt noch mehr Gold auf und wird nun durchsichtig und leuchtend. Klopstock tritt auf als germanischer Barde; zum erstenmale durchzittert das deutsche Volk das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Schon ist die Zeit nahe, wo der deutscheste der deutschen Dichter erscheinen wird, wo Minna von Barnhelm im Reiche der Poesie die natürliche, edle Sprache des Landes redet.

Wohl hat die Schlange schon früher in ihrer Dunkelheit wahrgenommen, daß tief unten im Felsen des Kyffhäuser ein edler Tempel steht, der Tempel des deutschen Volkes mit wunderbaren Königsgestalten. Nun, da sie selber leuchtet, will sie die geheimnisvollen Bildsäulen auch mit den Augen schauen. In einer glänzenden Nische steht ehrfurchtgebietend der goldne König über-

menschengroß; der wohlgebildete Körper ist mit einem einfachen Mantel umgeben, ein Eichenkranz hält sein Haar zusammen. Der zweite, silberne König sitzt thronend in einer andern Nische; er ist von langer, fast schwächlicher Gestalt in einem reich verzierten Gewande und mit Krone, Gürtel und Szepter geschmückt. In mächtiger Gestalt, eher einem Felsen als einem Menschen vergleichbar, sitzt der dritte, eiserne König da, an eine Keule gelehnt und mit Lorbeer geschmückt. Diese Figuren brauchen nicht weiter erklärt zu werden, sie sind so deutlich vom Dichter veranschaulicht, daß jedes Kind sie erkennen kann; auch die prophetischen Gespräche im Tempel lassen sich leicht deuten.

Der Alte mit der Lampe tritt leise in den Tempel als Verkörperung der Wissenschaft. Wo das Licht der Wissenschaft für sich allein strahlt, verwandelt es alle Dinge in Gold; leuchtet neben ihr ein andres Licht, so wirkt sie einen stillen, erquickenden Schein.

Vom Tempel aus beginnen nach gegenseitiger geheimnisvoller Wechselwirkung Litteratur und Wissenschaft aufs neue ihre Bahnen.

Während die Schlange der Litteratur zunächst nur für engbegrenzte, bevorzugte Kreise Segen verbreitet, kommen die Irrlichter auf ihrer unstillen Fahrt an die Hütte des alten Weibes; die Aufklärungszeitungen beginnen sich auch mit der christlichen Kirche zu beschäftigen, erst rücksichtsvoll, bald stürmischer. Sie lecken alles Gold von den Wänden, und der alte Mops geht an ihren blanken Metallstücken zu Grunde; die neuen Ideen töten den biblischen Wunderglauben. Der Mann mit der Lampe verwandelt den Mops in Edelstein; der Wunderglaube, rein wissenschaftlich betrachtet, ist kein häßlicher Gegenstand, und er wird einst in der Hand der Lilie zu neuem, schönern Leben erwachen.

Wohl hat sich die Kirche, wenn auch mit innerm Widerstreben, auf das Drängen der Tagespresse hin verpflichtet, dem Strom der Zeit die „Früchte der Erde“ zu liefern, und als der neue Tag (eine neue Kulturperiode) anbricht, macht sich die Alte auf den Weg. Wie leicht schwebt der geliebte tote Mops über ihrem Haupte, und ach! wie schwer lasten die neuen, gefährlichen Ideen auf ihr! Gerade am Morgen des neuen Tags hat sich der Riese gebadet; die kräftigen Schattenhände des uralten Aberglaubens rauben der aus ihrer Starrheit aufgerüttelten Kirche einen Teil der frischen Früchte. Mit einer Teilzahlung ist aber der Fährmann nicht zufrieden, und nun muß sich die Alte gar dazu verstehen, ihre Hand in den Fluß zu tauchen mit dem feierlichen Gelöbniß, das Fehlende nachzuliefern. Die Hand ist schwarz. Die Kirche, einmal gezwungen, sich dem neuen Zeitgeist wenigstens etwas anzupassen, und nicht mehr imstande, so alltäglich unmittelbar ins Leben des einzelnen einzugreifen, fürchtet, den Gebrauch ihrer Hand ganz zu verlieren. „Jetzt scheint es nur so, aber es kann wahr werden, wenn ihr nicht Wort haltet.“

Der schöne, schwermütige Säugling steigt aus dem Kahn. Wie herrlich und

doch wie elend ist er! Kein Schwert an seiner Seite! Mit bloßem Haupt und mit nackten Füßen geht er in der heißen Sonne; der innere Schmerz drückt ihn so sehr, daß er für Außeres abgestumpft erscheint; die blauen Augen der Lilie haben ihn zu Grunde gerichtet. Spricht hier die Goethische Anschaulichkeit nicht mit wunderbarer Stimme? O, Träumer an des Abgrunds Rand, o Deutscher ohne Vaterland! Er weiß wohl kaum, daß tief im Felsen ein mächtiger Dom steht, wo ein gewaltiges Schwert und ein heiliger Eichenkranz seiner harren!

Als es Mittag geworden ist, als endlich über dem Vaterlande die Sonne der Aufklärung in Zenith steht, da wölbt sich — einstweilen nur für kurze Zeit — die Schlange der Litteratur als Brücke über den Fluß hinüber, ins Reich der schönen Lilie.

Das Minnelied, der Kanarienvogel ist tot, denn der Habicht der vaterländischen Dichtung hat es geschreckt. Der träumerische Jüngling sinkt scheinot nieder bei der Lilie, und als das schlimmste bevorsteht, da ist nur noch bei der Schlange Rettung zu holen, sie schlingt den Zauberkreis um den edeln Leichnam. Ein großartiges Bild! Als die deutschen Stämme der völligen Auflösung entgegengingen, als im Staatsleben jeder nationale Gedanke erstorben war, da zog allein die klassische Litteratur den mächtigen Gürtel um den am Boden liegenden edeln Riesen.

Aber noch immer steht der Tempel nicht am Flusse, d. h. alles Große, Schöne, Gute ist noch immer nicht Eigentum des ganzen Volkes geworden, und noch sind alle Kräfte zersplittert, darum spricht der Mann mit der Lampe die goldnen Worte, die als ewiger Wahlspruch im Schilde der Deutschen stehen sollten: „Ein einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt.“

Bedürfen die Vorgänge im Tempel einer Erläuterung? Als endlich die richtige Zeit gekommen ist, da setzt sich der Dom gleich einem Schiffe in Bewegung, durchstreicht den Grund des Flusses und nimmt drüben die Hütte des Fährmanns in sich auf. Also das Alte wird nicht einfach sozialdemokratisch zertrümmert und auf den Mist geworfen, es wird im neuen Staate verjüngt zum schönen Altar. Das Zerrbild des vierten, gemischten Königs, das von den Irrlichtern in einem Klumpen verwandelt worden ist, wird mitleidig mit einem Teppich verdeckt.

Feierlich und großartig vollzieht sich die Schwertgürtung, Bekrönung und Verklärung des deutschen Genius, und doch, mitten hinein klingt das heimliche Lachen des Goethischen Humors, allerdings nur für den Wissenden verständlich, mit den Worten des silbernen Königs: Weide die Schafe! Ganz ohne äußern Glanz und ohne irdische Majestät gehts nun einmal nicht mit dem Herrschertum hienieden, und das soll sich selbst Bebel gesagt sein lassen!

Wenn uns hier der Humor solch helles Licht entzündet hat, so läßt der Dichter dagegen zum Schluß die Kirche, die er nach seiner Weise durch die

ganze Erzählung als komische Alte gezeichnet hat, in wunderhübscher Art als höchst ernsthafteste Gestalt erscheinen. Noch jammert sie über ihre schwarze Hand, noch weist sie den Rat ihres Mannes, sich im Fluß zu baden, weit von sich: „Ich soll wohl ganz schwarz werden und verschwinden!“ Endlich entschließt sie sich, das Unglaubliche geschieht: die Kirche taucht unter im Strom der Zeit! Niemand erkennt zuerst die schönste Gestalt unter den holden Gespielinnen; abgestreift ist alles Dogmenwesen, die alte starre Kirche ist im Zeitgeist zur Engelsgestalt der reinen Religiosität geworden. Ist es nicht ein hoher, schöner Gedanke, daß sie die Gattin der Wissenschaft ist, und daß die beiden verjüngt das neue Jahrtausend in alter Liebe beschreiten wollen?

„Gedenke der Schlange in Ehren!“ Als schönes, leuchtendes Edelgestein ist sie versunken und sternartig fortgetrieben im Fluß; als stolze, festgefügte Pfeilerbrücke ist sie aus dem Strome neu emporgewachsen, das beglückte Volk zieht herüber und hinüber, und nur einmal im Anfang richtet der Schatten des Riesen Unheil an, aber der Tempel steht ja am Flusse, dort wird der Riese zum bedeutungsvollen Stundenzeiger.

An der Seite des königlichen deutschen Genius aber herrscht für immer die schöne Lilie, und wenn sich einer wundern sollte, daß sie plötzlich nicht mehr Lilie heißt, sondern die Liebe, so gedenke er der Zueignung:

Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre „Liebe“ dauern!

Ich will dem Leser die Freude lassen, die Deutung von mancherlei Wendungen im Märchen selbst herauszufinden, und nur noch kurz zwei Fragen berühren. Erstens: hat Goethe bei seinen Lebzeiten nicht das Geringste gethan, um dem Publikum das Verständnis der Dichtung zu erleichtern? Diese Frage darf unbedingt mit nein beantwortet werden; es war Goethe unmöglich, der „bunten Menge“ einen Schritt entgegenzukommen; er würde das als Selbstentweihung empfunden haben. Die zweite Frage aber: hat Goethe irgend eine Zeile hinterlassen, die als Beweis für die Richtigkeit der Baumgartschen Deutung dienen kann, mag sich jeder selbst beantworten, wenn er den Brief des Dichters an Schiller vom 26. September 1795 nachliest, der mit den Worten beginnt: „Selig sind, die da Märchen schreiben.“ Von Schmerz überwältigt über die jämmerlichen politischen Zustände ruft Goethe aus: „Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse!“

Ja, der große Dichter war doch ein warmer Patriot, sein Herz hat oft geblutet ob der Ohnmacht des Vaterlandes, aber als ein ganzer Mann hat er das gethan, was damals allein in seiner Macht lag; er hat den Zauberkreis der Dichtung um die scheinotote Germania gezogen, er hat wie kein zweiter die Brücke bauen helfen, die so stolz und leuchtend dasteht, daß auch in den Zeiten der deutschen Schmach fremde Völker sie mit Ehrfurcht angestaunt haben.

Sehr spät klären sich endlich in unsern Tagen die Ansichten über den

Politiker und Patrioten, die in dem großen Dichter steckten. Gerade in jüngster Zeit hat ein berufener Gelehrter, Ottokar Lorenz in Sena, ein lesenswertes Buch herausgegeben: Goethes politische Lehrjahre (Berlin, Wilh. Herz, 1893), das mit großer Sorgfalt und mit wohlthuernder Begeisterung die Thatfachen behandelt, bei denen Goethe geschäftsmäßig, sei es als Minister oder als Freund seines Fürsten, mitgewirkt hat. Die Schrift ist die weitere, mit dankenswerten Anmerkungen und einem Anhang „Goethe als Historiker“ ausgestattete Ausarbeitung eines Vortrages, den der Verfasser im Frühjahr in der Generalversammlung der Goethegesellschaft gehalten hat; er hat auch hier, wie es jedem geht, der irgend eine Geistesrichtung des großen Mannes ganz zu erfassen sucht, die Wahrnehmung gemacht, daß das herzerfreuende Thema unerschöpflich ist. Um so mehr muß anerkannt werden, daß Lorenz sich eine weise Selbstbeschränkung auferlegt hat, sodaß sein Buch hoffentlich in recht weite Kreise dringen wird. Aber das Märchen und die Baumgartische Deutung hätte er doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen sollen, er will zwar die litterarischen Sentenzen in des Dichters Werken, die politische Schlüsse zulassen, nicht in Betracht ziehen; aber er berührt doch die Epimenidesfrage. Vom Märchen kein Sterbenswörtchen! Wer den Politiker und Vaterlandsfreund Goethe würdigen will, der muß vom Märchen reden.

Wenig Leser werden übrigens von der Richtigkeit der Lorenzschen Ansicht überzeugt sein, daß der Herzog dauernd in der Politik der Meister und der Dichter der Empfangende gewesen sei. Läßt sich dies begründen, so hätte Lorenz aus den Archiven einige Aktenstücke mitteilen sollen. Mir drängte sich schon bei den Zeitungsberichten über den Vortrag in Weimar (!) der Ausruf auf: Uha! Ferrara ward durch seine Fürsten groß!

Wie Helmholtz mehrfach so hübsch das verblüffende Ahnungsvermögen des Dichters auf wissenschaftlichen Gebieten nachgewiesen hat, so läßt auch Lorenz dem tief in die Zukunft blickenden Sehergeiste alle Gerechtigkeit widerfahren, und damit hat er sich eigentlich schon dem Märchendeuter ergeben.

Einen breiten Raum nimmt in dem Lorenzschen Buche die Schilderung der ersten Anläufe zum Fürstenbund ein, die mit dem Jahre 1778 beginnen, und in der That läßt sich, wie schon Erdmannsdörffer in einer Rede am 22. November 1884 nachgewiesen hat, mit voller, streng wissenschaftlicher Sicherheit behaupten, daß der neunundzwanzig Jahre alte Dichter den Anstoß zur Gründung jenes Bündnisses gegeben hat, das, wie sich Lorenz ausdrückt, mit Recht als ein Vorbild für die Entwicklung unsres heutigen deutschen Reichs gepriesen wird. Es muß jeden deutschen Mann mit Stolz erfüllen, daß die Namen Goethe und Schiller von der Geschichte der Gründung des Reichs unzertrennlich sind, denn wie dort in den allerersten finstern Zeiten der Name Goethe auftaucht, so hat in unsern Jugendtagen die Begeisterung des Schillerfestes 1859 den idealen Mörtel zu dem festen Bau geliefert.

Gar zu kurz geht Lorenz über die Ludenschen Gespräche mit dem Dichter hinweg (Rückblicke in mein Leben, aus dem Nachlasse von Heinrich Luden; Sena, 1847). Wenn auch die Ansicht, daß die gesamte Darstellung sehr gekünstelt erscheine, gewiß begründet ist, so muß doch betont werden, daß den Ludenschen Niederschriften gerade deshalb ein gewisser Wert innewohnt, weil sie von einem Nichtverehrer des Menschen Goethe herrühren. Selbst dieser verstockte Gegner und unpraktische, das Leben nicht kennende, einseitige Professor muß nach dem mißglückten Besuch bei Gelegenheit der Nemesisgründung zugeben, daß „diejenigen im stärksten Irrtum sind, die Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsiebe gehabt, keine deutsche Gesinnung“ u. s. w. Da das Ludensche Buch dem heutigen Publikum völlig unbekannt ist, so hätte Lorenz vor allem eine Stelle hervorheben können, die den kalten Minister in einem Lichte zeigt, das den meisten neu sein wird, die Stelle, wo er zu Luden sagt: „Es gilt, Bildung zu verbreiten, und vorzugsweise nach oben.“



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die böhmische Frage. Nehmen wir auch gegenwärtig an allen Wirren und Kämpfen, von denen Oesterreich heimgesucht wird, mehr Anteil als früher, und zwar aus allgemein politischen Gründen, so geht uns doch das Wohl und Wehe unsrer dortigen Stammesgenossen am nächsten an, so weit wir den hier und da auftauchenden Gedanken von uns weisen, daß Deutschland das Recht und die Pflicht habe, in die innern Verhältnisse des verbündeten Nachbarstaates hinein-zureden. Diese „kühle“ Haltung ist uns zu Zeiten ebenso verdacht worden, wie uns andererseits Nichtdeutsche jedes Zeichen der Teilnahme verbieten wollten. Dies kann uns nicht abhalten, unsre Befriedigung darüber zu äußern, daß in der böhmischen Angelegenheit endlich eine Klärung und schon damit eine Wendung zum Bessern eingetreten zu sein scheint. Die böhmische Frage ist die österreichische Frage, wurde einmal in diesen Blättern behauptet, und gewiß mit Recht. Denn gelänge es nicht, in der größten Provinz der westlichen Reichshälfte geordnete Zustände zu schaffen, vor allem die unbedingte Anerkennung der Staatsgesetze zu erreichen, so könnte mit Grund gefragt werden, ob dieses Reich überhaupt die Bedingungen der Existenz habe. Gingen aber die tschechischen Träume in Erfüllung, und setzten dann folgerichtig auch die andern slawischen Stämme ihre Forderungen durch, so wäre vollends der Zerfall nicht aufzuhalten. Eine Klärung scheint nun, wie gesagt, eingetreten zu sein, und man muß nur wünschen, daß zum Heile des Reiches und des zivilisirten Europas diesmal die Einsicht auch von Ausdauer begleitet sein möge. Denn der Rückblick auf die Geschichte des letzten Menschenalters zeigt klar, daß die Hauptschuld an den heillosen Zuständen in Böhmen das Schwanken der Regierung ist, die Geneigtheit, um eines augenblicklichen Erfolges willen verhängnisvolle Zugeständnisse zu machen.

Grenzboten I 1894